**Zeitschrift:** Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
**Herausgeber:** Hochparterre
**Band:** 35 (2022)
**Heft:** 4

**Artikel:** Die Verdorfung der Stadt
**Autor:** Herzog, Andres
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-1006157

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Die Verdorfung der Stadt

**Zürich wird immer kontrollierter und angepasster. Doch Städte leben von der Vielfalt und vom Ungeplanten. Ein Plädoyer für mehr urbanen Mut.**

Text:
Andres Herzog
Illustration:
Tomas Fryscak

Zürich wächst und wächst, wird höher, dichter, urbaner. Doch statt grossstädtischer wird das Denken zwischen den Häusern oft kleingeistiger. Mit jedem Jahrzehnt entwickelt sich die Limmatstadt etwas mehr vom chaotischen Gewusel zum geordneten, regulierten, gesäuberten Idyll. Mit anderen Worten: Die Stadt wird immer mehr zum Dorf. Das ist gut gemeint und beseitigt oft Missstände. Und nein, früher war nicht alles besser. Zürich war ärmer, ungerechter, schmutziger, lauter, rauer, widersprüchlicher und dichter bewohnt. Aber die Verdorfung macht die Stadt auch langweiliger und intoleranter. Die Haltung: Alles, was die eigene Lebenswelt stört, muss verschwinden.

Das Phänomen der verdorften Stadt lässt sich vielerorts beobachten. Doch in Zürich ist es besonders ausgeprägt. Dafür sorgt eine Mischung aus progressiver Politik, sprudelnden Steuereinnahmen, Gentrifizierungsdruck, Regulierungslust und zwinglianischer Provinzialität. Bern fehlt dafür das Steuersubstrat, Basel funktioniert trinational und darum offener, Genf hat schon immer grossstädtischer gedacht. Zürich ist ein urbanes Paradies. Die penible Ordnung und die kuratierte Planung sind mit ein Grund dafür, dass Zürich regelmässig zu den lebenswertesten Städten der Welt gezählt wird. Aber man kann es auch übertreiben. Planen darf nicht in Bevormundung münden. Das Spontane hat auch einen Wert.

### Lastenfahrrad statt Auto

In der Stadt werde jeder auf seine Art und Weise glücklich, hiess es früher. In Zürich wird der Spielraum für das eigene Glück stetig kleiner. Das Rauchverbot ist ein Segen für alle. Dass man im Tram bitte nicht musizieren soll, kann man noch verstehen. Doch wenn das Telefon beim Ombudsmann der Verkehrsbetriebe klingelt, sobald jemand im Bus ein Sandwich isst, zeugt das von einem neuen Starrsinn. Am deutlichsten zeigt er sich beim Verkehr: Das Auto soll weitgehend aus der Stadt verbannt werden und dem Lastenfahrrad Platz machen, obwohl die meisten Menschen bereits heute mit dem ÖV unterwegs sind.

Dabei wird ausgeblendet: Im Alltag auf das Auto verzichten zu können, ist ein Privileg, kein Verdienst. Die Stadt der kurzen Wege kann sich nur leisten, wer nahe beim Arbeitsort wohnt. Das Homeoffice hat die Kluft noch verstärkt zwischen den Heimarbeiterinnen und dem Rest, der für die Arbeit rausmuss und dafür auf ein Auto angewiesen ist. In Bern gibt es deshalb von ganz links Kritik an der rot-grünen Regierung, weil der Trampilot oder die Rollstuhlfahrerin keinen Parkplatz mehr findet. Ja, die meisten Autofahrer wollen nicht auf ihr Gefährt verzichten, obwohl sie es könnten; sie von einer anderen Mobilität zu überzeugen, ist richtig. Aber mit pauschalen Antworten und Verboten wird dies kaum gelingen.

Es ist paradox: Von Jahr zu Jahr werden die Autos sauberer, leiser und elektrischer, gleichzeitig ist das Verkehrsmittel in Zürich weniger geduldet. Die Stadt verfügt flächendeckend Tempo 30 und kündigt den Parkplatzkompromiss auf. Lärm- und Platzgründe sprechen dafür, aber warum so radikal, dass selbst der ÖV ausgebremst wird? Und während der Zorn aufs Auto tobt, steht das Velonetz weiterhin bloss in der Verfassung. Statt gegen das Auto zu sein, sollte Zürich mehr für das Fahrrad tun. Städte wie Genf oder Barcelona haben während des Lockdowns mit temporären Veloschneisen experimentiert – in Zürich braucht es dafür einen Jahrzehnteplan.

Bei der Fixierung auf Auto versus Velo geht die Debatte um den Ausbau des öffentlichen Verkehrs unter, der am meisten Menschen durch die Stadt bewegt. Im Extremfall sieht die Stadt die Strasse gar nicht mehr als Ort der Fortbewegung, wie die Aktion ‹Brings uf d'Strass› im vergangenen Jahr bewies. Das Tiefbauamt sperrte im Sommer – zum Teil gegen den Willen der Quartiervereine – vier Strassen für den Verkehr und machte daraus Spielplätze für Erwachsene, inklusive Animationsprogramm wie im Club Med. Das kann sich nur Zürich leisten. Doch Stadt ist kein Theater. Sie lässt sich nicht inszenieren.

### Der überregulierte Lebensraum

Die Stadt, in der man angeblich vom Boden essen kann, ist vielen noch nicht sauber genug. Unliebsames verschwindet zusehends. Die Kehrichtverbrennungsanlage im Kreis 5 wird abgebaut, nur der Schornstein bleibt als Erinnerung. Die Sexkinos schliessen, die Rotlichtlokale werden weggentrifiziert und die Prostituierten in die Verrichtungsboxen in Altstetten verschoben. Der Plan, im Gebäude des Schauspielhauses einen McDonald's zu eröffnen, löste Entrüstung aus. Das produzierende Gewerbe zieht sich in die Agglomeration zurück, weil die Mieten zu teuer sind und es in der Stadt nicht mehr geduldet wird. Zu laut, zu dreckig, monieren die Nachbarn mit einem Nasenrümpfen. Einzig das hochhaushohe Getreidesilo an der Limmat widerspricht dem Zeitgeist und sagt: Nicht alles ist für schön. Zur Stadt gehören auch profane Zweckbauten und banale Orte der Produktion. Und ab und zu Unorte.

Die Stadt bietet Raum für das Irrationale, den Exzess, die Freizügigkeit. Doch Lärmklagen mehren sich, nicht bloss an der Langstrasse. Der Negrellisteg hat sich innert kürzester Zeit zum Treffpunkt für ein Feierabendbier →

→ etabliert für alle, die sich die Bar nicht leisten können. Eine urbane Erfolgsgeschichte. Die Stadt ist nicht dagegen, pochte aber sofort auf die Sicherheit. Umgehend tauchten alle zehn Meter Warnschilder auf: «Das Liegen auf dem Handlauf und in den Schutznetzen ist verboten!» Das ist zwar verständlich, aber auch symptomatisch für den Ordnungsdrang der Stadt.

Früher machte Stadtluft frei, heute gibt es nirgends mehr Regeln als in Zürich. Das hilft oft der Baukultur, die höhere Standards erfüllt als auf dem Land. Das schränkt sie aber auch ein und verteuert sie. Die Architektinnen klagen, die Bauherren schimpfen. Die verdorfte Stadt gleicht einem barocken Garten: Alles wächst kontrolliert behütet und wird zurechtgestutzt. Ein Farbatlas hält fest, welche Farbtöne mit welchen Strassen harmonieren. Manche Genossenschaften kuratieren ihre Bewohnerschaft bis hin zur sexuellen Orientierung. Andere beschwören einen Gemeinschaftssinn, vor dessen sozialer Enge die Leute früher aus dem Dorf in die Stadt flohen. Gegen solche Projekte ist nichts einzuwenden – solange sie eine Wohnmöglichkeit unter vielen bleiben und nicht zum Ideal für alle erhoben werden. Für viele ist gerade Anonymität ein Qualitätsmerkmal der Stadt.

Der neue kommunale Richtplan zielt aber ein Stück weit in die gegenteilige Richtung. Er will Innenhöfe, Vorgärten oder Dachterrassen für die Allgemeinheit öffnen, weil manche Stadtkreise aus Freiraumsicht übernutzt sind. Dabei ist die Natur in der Limmatstadt wie überall in der Schweiz nie weit entfernt. Und verglichen mit urbanen Sehnsuchtsorten wie Barcelona, Paris oder New York ist Zürich nach wie vor keine dichte Stadt. Die hohe Interaktionsdichte ist gerade das, was diese grossen Metropolen so lebenswert macht.

Die Vorbehalte gegenüber dem Richtplan sollte man nicht an Eigentumsrechten aufhängen, sondern am Städtebau. Wenn Hinterhöfe und Schleichwege für alle geöffnet werden, untergräbt dies die Hierarchie der öffentlichen Räume: Eine belebte Strasse ist eben kein ruhiger Hinterhof und umgekehrt. Im schlimmsten Fall gelingt es nicht mehr, die an der Strasse gelegenen Erdgeschosse zu beleben, und gleichzeitig wird es auf den Rückseiten lauter. Das Resultat ist weniger Urbanität und weniger Ruhe. Auch das ökologisch wie sozial sinnvolle Konzept der ‹15-Minuten-Stadt›, das Wohnen, Arbeiten und Freizeit in einem kleinen Radius versammeln soll, darf nicht dazu führen, dass das Zentrum geschwächt wird. Der Onlinehandel macht es den Läden bereits schwer genug, in der teuren Innenstadt zu überleben.

**Schnittlauch fürs Gemüt**

Die Zürcher sind stadtmüde geworden. Sie sehnen sich nach mehr Grün, mehr Ruhe, mehr Dorf. Also wird der Stadt die Stadt ausgetrieben. Gleichzeitig hält das Ländliche Einzug. Die Menschen träumen von ihrem ersten Schrebergarten, pflanzen auf dem Balkon Tomaten an und ernten Stadthonig. Fassaden werden begrünt und auf dem Europaplatz mitten in der Stadt urbane Gärten eingerichtet. Da wächst nun Schnittlauch fürs Gemüt. Alles schön und gut. Doch das Bild sollte die Städterin nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass das Land die Stadt nach wie vor mit Lebensmitteln versorgt. Und zwar meist im industriellen Massstab der Monokultur.

Wo die Stadt für einmal etwas grösser denkt, hagelt es Kritik, oder sie scheitert. So warf das Pentagon-Stadion einst seinen Schatten zu weit und lockte in seinem Mantel zu viele kommerzielle Gelüste an. Die Grosssiedlung Ring-

**Jetzt und für die Zukunft – setzen Sie auf Solaranlagen von AGROLA.**

Jeder Neubau und jede Sanierung ist die ideale Gelegenheit, auf Solarenergie zu setzen. Sowohl Einfamilienhäuser wie auch Mehrfamilienhäuser bieten die Möglichkeit, verschiedene Energieträger und Nutzungsformen zu kombinieren.

Von der Beratung bis zur Inbetriebnahme der neuen Solaranlage: **AGROLA bietet massgeschneiderte Lösungen.**

Wir beraten Sie gerne: solar@agrola.ch oder Tel. 058 433 73 73 **agrola.ch/solar**

ling in Höngg wurde gekippt, weil sie dem Bundesgericht in Lausanne zu gross und zu urban war. Man stelle sich vor, das Gericht hätte städtebauliche Veränderungen ähnlich beurteilt, als Zürich Aussersihl im 19. Jahrhundert vom Ackerland zum Industrie- und Arbeiterquartier umgegraben wurde. Auch das geplante Hochschulquartier ist vielen zu dicht, die Europaallee sowieso. Dass die Stadt nun mehr und höhere Hochhäuser erlauben will, überrascht. Doch der Widerspruch ist programmiert.

Zürich kümmert sich um sich selbst, statt an die Agglomeration zu denken, mit der die Stadt längst verwachsen ist. Doch die Agglomeration will nicht mit der Stadt. Dort weht politisch ein anderer Wind. Eingemeindungen wie vor hundert Jahren sind heute kaum vorstellbar, zu gross sind die weltanschaulichen und stadträumlichen Unterschiede. Lieber bleibt man unter sich. In der Stadt wiederum orientiert man sich an anderen Städten. So verstärken sich politische und ökonomische Faktoren: Die Globalisierung gleicht die Städte international an. Die Restaurantvorlieben und Urban-Gardening-Ideen schwappen im Rhythmus der Social-Media-Trends an andere Orte. So muss sich die Städterin nie umgewöhnen, selbst wenn sie ihre Stadt verlässt. Doch das macht sie blind für andere Schattierungen von Urbanität.

**Die Differenzen zulassen**

Die Stadt ist ein Ort, der dazu dient, sich mit dem Anderen auseinanderzusetzen. Scharfe Gedanken werden neuerdings aber in Watte gepackt, statt dass man sie aushält oder dagegenredet. Zürich tilgt Strassen- und Hausnamen mit problematischen Begriffen oder Personen, statt sie zu erklären und historisch einzuordnen. Universitäten laden Referentinnen und Kulturschaffende aus, die anecken könnten. Viele Bedenken sind richtig, aber der Weg ist der falsche. Stadtleben bedeutet, Differenzen nicht bloss auszuhalten, sondern mit ihnen umzugehen, ja, sich über sie zu freuen. Wir müssen nicht alle die gleiche Meinung haben, nicht alle das gleiche Leben führen. Einst versprach die Stadt den Menschen ein besseres Leben. Heute verspricht sie gleich den besseren Menschen. Die heile Welt findet man aber nur auf dem Dorf – und auch dort bloss an der Fassade.

Zürich ist heute gesellschaftlich und kulturell diverser als einst – ein grosser Gewinn. Sozioökonomisch aber hat sich die Stadt entmischt. Die gut ausgebildete und gut verdienende Mittelschicht gibt den Ton an und richtet sich ihr Leben in der Stadt bequem ein. Die Fabrikarbeiter sind schon lange verschwunden. Und die Geringverdienerinnen können sich die Stadt immer weniger leisten, es sei denn, sie ergattern eine der begehrten Genossenschaftswohnungen. Auch politisch ist Zürich einseitiger geworden, obwohl die Parlamentswahl im Februar etwas Gegensteuer gegeben hat. Vorlagen werden regelmässig mit über 70 Prozent angenommen. Um das Stadtpräsidium gibt es schon gar keinen Wahlkampf mehr. Das zeigt, wie gut die Regierung im Sinne der Bevölkerung politisiert. Das zeigt aber auch, wie homogen die Meinungen in der Stadt geworden sind. Das Resultat: der vielzitierte und medial oft überhöhte Stadt-Land-Graben, der weder der Stadt noch dem Land guttut.

Verbessert Zürich, verschönert die Stadt und überzeugt alle Nichtstädter von ihren Vorzügen. Aber bügelt nicht all ihre Falten aus. Die urbanen Zentren sind in der Schweiz eine Randerscheinung. Dörfer gibt es genug. Lasst die Stadt Stadt sein, mit ihren Ecken und Kanten. Die Restschweiz wird es euch danken. ●